

16A 2297

ger, als solcher tue ich meine Pflicht. Hier bin ich hergekommen, um meine Rechte zu fordern, die mir als deutschem Reichsbürger zustehen, mich aber nicht nach Examen fragen zu lassen, wonach das Gesetz nicht fragt." Da schlug er die Augen nieder und sagte in ganz leisem Ton: „Das sollen Sie auch haben.“ In der weiteren Unterredung sagte er dann: „Sie kennen wohl das Gesetz?“ Ich sagte: „Ja wohl, Herr Landrat, ich kenne das Gesetz.“ Soweit es sich auf das Vereins- und Versammlungsweisen bezog, hatte ich mich damit gründlich vertraut gemacht, was in jener Zeit sehr nötig war. Meine Audienz endete damit, daß der Herr Landrat sagte: „Zeigen Sie die Bürgermeister, die Ihnen die Bescheinigung weigern, mir schriftlich an; Sie werden in Zukunft kein Schwierigkeiten mehr haben.“

So war es auch. War ich genötigt, eine Beschwerde einzureichen, dann kam fast postwendend ein Schreiben vom Landratsamt: „Der Bürgermeister zu ... ist angewiesen...“ Ich hatte keine Schwierigkeiten mehr damit. — Einige Zeit nachdem ich die Unterredung mit ihm gehabt hatte, kam ich eines Tages als staubbedeckter Wanderer, wie so oft, über die Landstraße. Da begegnete mir der Herr Landrat in seiner Kutsche; da hat er den Hut gezogen und gegrüßt.

Wir mußten aber sehr vorsichtig sein; wo man uns nur fassen konnte, da geschah es.



Was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt.

1. Kor. 1, 27.



Wir Pietisten und Karl Barth.

Von W. Nitsch.

(Schluß.)

5. Direkt ablehnen muß man aber noch etwas anderes bei Barth. Wir sahen schon, daß alles, was religiöse „Erfahrung“ und „Erlebnis“ heißt, ihm in der Seele zuwider ist. Dementsprechend sind

ihm die Erfahrungsschriften, die Pietisten, in der Seele zuwider.

Zwar findet sich vereinzelt einmal so eine Stelle, wo er die „seltsamen Bemühungen der Asketen und Pietisten“ immerhin noch höher wertet als die „gesunde evangelische Volksfrömmigkeit“. Sonst aber erscheinen die Pietisten durchweg in der allerübelsten Gesellschaft und Beleuchtung („Buddhismus, Mystik, Pietismus“, „Pietisten, Asketen, Uebermenschen, Genialische“ u. dergl.) Viel genannt, um nicht zu sagen, berüchtigt ist Barths Satz: „Er wird also ... in jedem Augenblick der Zeit lieber mit der Kirche (und so z. B. auch mit der Theologie) in der Hölle sein als mit den Pietisten niederer oder höherer Ordnung, älterer oder moderner Observanz in einem Himmel, den es nicht gibt.“ (!).

65a

Dem entspricht es, wenn ein Mann wie Zinzendorf — so nebenbei — in folgender Weise abgetan wird: unsere Liebe zu ihm (nämlich zu Gott) ist dann die die Distanzen verkennende (Zinzendorfsich — romantisch — indische) Gottinnigkeit ohne die Furcht des Herrn, jene Gottinnigkeit, die in ihrem Wesen Nicht-Gott, dem Gott dieser Welt, gilt, mit der wir uns gerade unter den Zorn Gottes, in die Reihe seiner Feinde stellen“ (!!)*

Da ist doch wohl jedes weitere Wort überflüssig. Wir denken nicht daran, jede Seltsamkeit Zinzendorfs mitzumachen. Aber Zinzendorf als Mann und als Christ samt der herrnhuter Brüdergemeinde als Epoche in der Kirchen- und Missionsgeschichte des 18. Jahrhunderts — da soll Barth seine Hände davon lassen. Barth kennt Zinzendorf nicht, wenn er so schreiben kann. Er kennt auch die Pietisten nicht. Es gibt noch mehr, was Barth nicht kennt.

Im Anschluß an Röm. 9—11 spricht Barth nicht etwa von „Israel“, was wir

*) Das Register zu Barths Römerbrief ist sonst sehr lückenhaft; viele Namen fehlen (z. B. Bengel, Steinhöfer, Martensen, Schlatter); aber diese beiläufige Erwähnung Zinzendorfs ist im Register notiert, also Barth will Zinzendorf in dieser Weise charakterisiert sehen! Und das ist sein Unrecht.

andern dort finden, sondern (— die „Mauer“ zwischen Paulus und Barth mußte ja „transparent“ werden —) von der Kirche, von der Not, der Schuld und der Hoffnung der Kirche. Er sagt dort viel Wertvolles und Beachtenswertes. Aber ein ganz merkwürdiger Satz kommt darin vor. Es gab zu allen Zeiten und es gibt heute noch neben den vielen, die (z. T. freilich auch nicht ohne innere Not) mit rechter Liebe und freudiger Zuversicht an der großen Kirche festhalten, auch nicht wenige, denen das aus irgend welchen (inneren) Gründen unmöglich ist, ich meine: bewußte Christen. Und es gab (und gibt fortwährend noch) gar manche, die infolge innerer Nöte nicht im kirchlichen Pfarramt bleiben können. Barth begreift diese inneren Nöte nicht; die „Mauer“ zwischen solchen Leuten und ihm, ist, trotzdem daß er und sie zeitlich nebeneinander stehen, nicht „transparent“ geworden. Barth schreibt den ungeheuerlichen Satz: „Die Konsequenz, aus Kirche oder Pfarramt auszutreten, ist noch weniger sinnreich, als die Konsequenz, sich das Leben zu nehmen.“ (!)

Da wundern wir uns nicht, wenn Barth auch über die „Heilsgewißheit“ sich — ich will vorsichtig sein — sehr merkwürdig ausspricht. „Glaube entspringt unter Furcht und Zittern der Erkenntnis, daß Gott Gott ist. Was nicht dort entspringt, das ist nicht Glaube, sondern Unglaube und begründet Verwerfung. „Heilsgewißheit“, (wenn denn dieses fragliche Wort gebraucht sein soll) ist jedenfalls nicht eine Eigenschaft, die von irgend jemand irgendwoher gegen (oder auch für) eine Kirche ins Feld geführt werden könnte. Es gibt kein fürchtbareres Mißverständnis der Reformatoren!“ Das klingt mindestens so, als ob man sich ganz zu Unrecht für (persönliche) Heilsgewißheit auf die Reformatoren beziehe . . .

Nur nebenbei sei bemerkt, aber es hängt offenbar mit der ganzen negativen Einstellung Barths zusammen, daß die Mission durchaus keine Gnade bei ihm

findet.*) Natürlich, wessen Glaube vorwiegend nur „Distanz“ und „Hohraum“ ist, der hat den armen Schwarzen nicht viel zu bringen! Ich sehe davon ab, alle diese Stellen im Wortlaut zu bringen; ihr Sinn ist doch wohl der, daß Mission etwas Ueberflüssiges, ja wohl eine Annäherung ist (nämlich es ist eine Annäherung, Leuten das Gesetz, „und wenn es das Evangelium wäre“, bringen zu wollen, die „sich selber Gesetz sind“ (Barth zu Röm. 2, 14). „Auch wenn es auf Religion und Erlebnisse ankäme — es kommt nicht darauf an —, Gott kann den „Heiden“ auch das geben und gibt es ihnen“ (nämlich ohne daß er unsere „Mission“ dazu nötig hat). — Barth scheint auch die Mission nicht zu kennen.

4. Warum kann Barth sich mit den Pietisten so schlecht vertragen? Vielleicht doch wohl darum, weil er „einen andern Geist“ hat als sie.

Barth betont so stark diesen unüberbrückbaren Gegensatz: Mensch, Sünde, Tod auf der einen Seite, Gnade, Leben, Gott auf der andern Seite. Und daß der Mensch Mensch sei, und daß Gott Gott sei und bleibe, zu dem auch alle noch so hohen und höchsten Steigerungen und Ueberhöhungen des Menschen durchaus nie hinaufführen können, das gerade läßt ihn auch gegen alle menschlichen Erfahrungen und Erlebnisse so kritisch auftreten.

Ganz mit Recht. Darin werden wir uns von ihm sagen lassen und von ihm lernen. Barth steht an der Schwelle des Heiligen als ein Warner, ein Mahner, mit aufgehobenem Finger: „Keine Verwischung der Grenzen!“ „Keine falsche Vertraulichkeit!“ „Die Distanz wahren!“ Wir denken daran, daß die Schrift sagt: „Der Herr ist in seinem heiligen Tempel; es sei vor ihm stille alle Welt!“ Aber — ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Barth, trotz aller hohen und großen Worte über Jesus den Gekreuzigten und Auferstandenen, eben

*) Auch die Äußerungen Barths über die Mission sollen offenbar programmatische Bedeutung haben, sie sind im Register zum Römerbrief aufgeführt. (Damit ist in Mißverständnis aufkommt, füge ich hinzu, daß das Wort über die Heilsgewißheit da nicht aufgeführt ist.)

ICBA 2297

doch vor der Pforte steht, ein Johannes der Täufer, voller Negation. Und die Position, das Haben und Sein des Christen, — ja, wo ich auch aufschlug im Barth'schen „Römerbrief“, etwa zu Kapitel 5 und 8 mit all diesen großen Aussagen vom Haben des Christen (Barth kennt eigentlich nur ein Nicht-haben und Nicht-sein!), da mußte ich immer wieder den Kopf darüber schüttele, wie man, bei „transparent“ gewordener Mauer, eigentlich überall — nur Hohlräume findet, wo schlichte Leser des paulinischen Römerbriefs bis heute die kostbarsten Schätze gefunden und sich daran erquicken haben.

Daß das der Römerbrief sein soll! Daß Paulus das — im tiefsten Grunde — gemeint und daß seine damaligen Leser das aus diesem Brief herausgelesen haben sollen (denn für sie hat Paulus doch zunächst geschrieben und nicht für einen Ausleger des 20. Jahrhunderts)!!

Barth ist ein gewaltiger Aufrütteler, so wie es vor mehr als einem halben Jahrhundert sein großer Kronzeuge Kierkegaard gewesen ist und, auf einer andern Basis, der von Barth ebenfalls sehr oft (und nicht ohne Recht!) angeführte Nietzsche.

Aber dann müssen die also Aufrüttelten und Gewarnten von dem Barth'schen „Römerbrief“ zurückkehren zu dem schlichten alten Brief des Paulus, und müssen mit wachgewordenem Sinn und Gewissen diese großen reichen Worte wieder lesen,

von der „Seligkeit“ der Vergebung der Sünden durch Jesu Blut (4, 7); von dem Frieden mit Gott und dem Zugang, den wir nun „haben“ zu dieser Gnade (5, 1. 2.);

von der Gnade, in der wir nun stehen (5, 2);

von dem Geist Gottes, der uns leitet und uns „Abba, Vater“ sprechen lehrt (8, 15);

und all die andern großen, kostbaren Worte, die dem Kinde Gottes seinen neu-geschenkten Reichtum zeigen und uns dieses Reichtums froh werden lassen.

Wie aber wird man dieses Reichtums froh? Da sagen wir „Pietisten“ (und

wir werden trotz Barth dabei bleiben): auf Grund von persönlicher Erfahrung. Wir Pietisten fordern eine „Bekehrung“, d. h. ein persönliches Bewußtsein von Sünde und Gnade. Wesentlich ist für den Pietismus nicht, daß er sich auf dies Erlebnis stützt oder gar auf der Leiter seiner „Erfahrungen“ in den Himmel hinaufklettert, sondern daß er fordert, der Glaube müsse aus einem Verstandesakt zu einem Willens- und Gewissens- und Herzensakt werden und geworden sein. Der „Pietismus“ ist aus sehr triftigen Gründen überzeugt, daß, wo keine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen vorliegen, dies „Lebendigwerden des Glaubens“ der Regel nach eben noch nicht geschehen ist.

Also steht freilich der „Pietist“ den andern gegenüber als einer, der „etwas hat“ (nämlich Vergebung) und „etwas weiß“ (nämlich, daß er aus dem Tode zum Leben hindurchgedrungen ist). Aber wahrlich nicht in der Pose des „Habenden“ und „Wissenden“ —: ach, wie erbärmlich ist sein Haben, wie kümmerlich sein Wissen und Sein! Sondern in der Stellung der tiefsten Beugung, als einer, der täglich nur von Gnade lebt, nur auf die Verheißung sich stellt, der trotz allem glaubt und sich hindurchglaubt, — ganz wie Barth es verlangt.

Aber der doch weiß, an wen er glaubt;

und der doch ist — ein fröhliches Gotteskind;

und der doch hat — die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige.

Ach, daß doch für Barth hier noch einige Mauern „transparent“ werden möchten!

Wo aber auf persönlich erkannte Sünde Gott selbst mit persönlich geschenkter Gnade auf Grund von herzlichem Glauben geantwortet hat, da, ja auch da, gibt's gewiß noch „Distanz“ zwischen Mensch und Gott, und eine heilige Furcht vor Gott (1. Petr. 1, 17), das wollen wir uns gern von Barth sagen lassen; aber es gibt auch das vertrauliche „Abba, Vater“ (Röm. 8, 15).

Und darum müßte Barth auch von Sizingendorf mindestens das sagen, was er

von Tersteegen einmal sagt: „Sinzendorf bekommt auch recht.“ Vielleicht, daß Sinzendorf sogar noch mehr recht bekommt als Barth!

Ich komme zum Schluß: Barth kann und soll uns etwas sein; er hat uns etwas zu sagen. Vielleicht darf ich es so ausdrücken: Barth kann und muß dem heutigen jungen Theologengeschlecht das sagen, was manchen von denen, die vor 30 Jahren jung waren, Kierkegaard und — Nießsche (ja, auch Nießsche!) gesagt haben.

Aber zur Negation muß die Position hinzukommen, zum Barth'schen Römerbrief der alte schlichte paulinische Römerbrief, zur Kritik und Dialektik der schlichte Kindesinn. Dann wird Segen daraus erwachsen.

Missionar Fritz Kamp.

Beinahe 75 Lebensjahre und 42 Missionsjahre sind unserm am 12. Januar in Salatiga heimgegangenen Br. Kamp beschert gewesen, — für die Tropen ein hohes Alter und eine reich bemessene Dienstzeit. Er ist „in den Seelen“ gestorben, wie es ja doch für jeden treuen Arbeiter im Reiche Gottes das Gewünschte ist. Den Worten der Wertschätzung seitens seines Schwiegerohnes Br. Bausemer in der vorigen Nummer lassen wir heute noch eine kurze Lebensskizze des Heimgegangenen folgen.

Fritz Kamp war ein Kind des Niederrheins. Am 6. Februar 1853 wurde er in Hösel bei Ratingen geboren. Der Vater, Gottlieb Kamp, übte den Beruf eines Gärtners aus. Von 1860—1867 besuchte Fritz Kamp in Hösel die Elementarschule. Von 1870 an arbeitete er als Müller in der Dampfmühle der Firma Vedder in Ratingen. Der Besitzer der Mühle, der alte Br. Vedder, gehörte zu den ersten Freunden des neuentstandenen Werkes in Neukirchen, und vielleicht wurde Fritz Kamp, nachdem er zum lebendigen Glauben gekommen war, durch Familie Vedder mit Neukirchen bekannt. Mit warmer Liebe für seinen

Herrn und für das Werk des Herrn erfüllt, trat er 1882 in Neukirchen ein, in die erste Klasse junger Missionsbrüder. 1886 ging er nach Java hinaus. Zuvor hatte er noch mit Schw. Emilie Müller aus Otterbeck bei Heiligenhaus den Bund der Ehe geschlossen.

In der Arbeit auf Java stand bis dahin der Ermeloer Missionar de Boer in Wonoredjo. Br. Kamp war der dritte, der von Neukirchen aus mit in die Arbeit eintrat. Geschw. Kamp wohnten zunächst in Wonoredjo, wo sie bei dem Schwiegervater de Boers, dem alten Missionar Janß (von der Mennonitenmission), die javanische Sprache erlernten. Dann gründete Br. Kamp in Klampok eine eigne Station. Klampok war einer der Außenposten Br. de Boers, wo schon etliche Christen gesammelt waren. Neben der Predigt des Evangeliums und der Arbeit in der Schule ergab sich auch bald ein Dienst an den Kranken, deren es in Klampok nicht wenige gab.

In der Arbeit gab's manche liebliche Erfahrungen wie auch schwere Enttäuschungen. Doch konnte Jahr für Jahr eine kleine Schar zur Gemeinde hinzugetan werden. Gesundheitlich freilich ging's durch manche Nöte hindurch. Ja, Klampok erwies sich derart als ein ungesunder Platz, daß Geschw. Kamp 1889 ihren Wohnsitz nach dem gesünderen Kalitjeret verlegten, von wo aus sie dann Klampok und seine Außenposten weiter versorgten. Doch auch in Kalitjeret ging es nicht auf die Dauer. Schw. Kamp konnte sich von ihrer schweren Malariainfektion nicht recht erholen. So zogen sie 1893 nach dem höher gelegenen Salatiga.

Hier in Salatiga fand Br. Kamp eine Arbeit schon vor, nämlich ein Soldatenheim. Br. Heller hatte es angefangen. Die Kolonialsoldaten gehören in Niederl.-Indien sozusagen zu den Parias der Gesellschaft, mit denen kein anständiger Europäer Verkehr unterhält. Sie stammen aus aller Herren Länder, auch viele verlorne Söhne deutscher Eltern, oft aus den besten Verhältnissen, sind darunter. Selten bietet sich ihnen eine rettende Hand. Geschw. Kamp suchten ihnen ein gemütliches Heim zu bereiten, und sie er-